

Aus dem Inhalt:

Mit Gottes Hilfe

Der Mensch vor Gott –  
Die Umkehr des Zachäus

Erfahrungen eines Ruheständlers (II)

Woher Templerfamilien stammen –  
Auf der Flucht vor Napoleon

TREFFPUNKT  
Gemeindemitteilungen

# Mit Gottes Hilfe

Es dürfte unbestritten sein, daß das Leben der meisten Menschen unserer Zeit nicht mehr von religiösem Denken bestimmt ist, wie das im vorigen Jahrhundert noch weitgehend der Fall war. Gott ist für viele kein Bezugspunkt mehr. Trotzdem aber sprechen die Menschen noch oft von ihm, und zwar dann, wenn sie jemanden grüßen: »Grüß Gott!« (bayrisch: »Bfuet di!« = »Gott behüte dich!«) oder »Adieu!« = »Mit Gott!«. Und hören wir nicht allzu oft den Ausdruck »Gottseidank«, auch wenn der Betreffende damit überhaupt nicht Gott, sondern den »glücklichen Umständen« oder gar sich selbst die günstige Wendung zuschreibt.

Alle diese Redensarten – ebenso wie der erschreckte Ausruf »O Gott, o Gott!« – stammen aus der Zeit, in der Gott für die Menschen der direkte Verursacher aller schicksalhaften Ereignisse in ihrem Leben war. Auch für unsere Templervorfahren war es vielfach selbstverständlich, daß Gott es ist, der ihnen das Glück im Leben bereitet, der aber auch das Leid- und Schmerzvolle schickt. Die meisten haben »mit Gottes Hilfe« ihr Tagwerk begonnen und ausgeführt. Er war ihr unsichtbarer Begleiter ein ganzes Leben lang.

Heute ist dieser Glaube an Gottes unmittelbares Eingreifen in das menschliche Schicksal weitgehend verlorengegangen. Gott ist von der Wissenschaft in die entferntesten Winkel seines riesigen Universums verbannt worden. Wenn man weiß, daß jeder Mensch auf dieser Erde nur einem Staubkorn gleichkommt und dieses Staubkorn schon im Sonnensystem, geschweige denn im Universum, nicht mehr wahrgenommen werden kann, geht der Glaube an eine göttliche Führung im Leben sehr schnell verloren.

Und doch kommt der Mensch nicht von Gott los, auch wenn er – wie viele Menschen heutzutage – »gottlos« ist. Auch die höchstentwickelte Wissenschaft kann die Frage nicht beantworten, »was die Welt im Innersten zusammenhält« und wird es auch nie können. Es wird ein ewiges Geheimnis bleiben, wie im Weltall aus dem Chaos Ordnung wird und in jahrmillionenlanger Entwicklung ein Wesen wie der Mensch entsteht, das denken und über seine Herkunft und Bestimmung Überlegungen anstellen kann.

Wir können die Erfahrung nicht ableugnen, daß unser Leben vom Anfang bis zum Ende von Kräften begleitet wird, die nicht aus uns selbst stammen. Wir nennen sie Naturkräfte, Heilkräfte, Lebenskräfte. Licht, Luft und Wasser sind für uns Alltäglichkeiten. Wir können den Wert dieser Kräfte erst wirklich ermessen, wenn wir in Gefahr geraten, sie durch unser technisiertes Leben zu verlieren.

Und noch eine Quelle von Gotteskräften ist zu nennen: die Menschen, die mit uns leben. Gott hilft uns auch durch unsere Mitmenschen, oft dann, wenn wir es am wenigsten erwarten. Beispiele dafür gibt es genügend. Meistens merken wir es erst hinterher, daß unser Leben durch die Zuwendung Anderer günstig beeinflusst worden ist. Auch wenn es im selben Moment nicht danach aussieht und wir über unsere Lebensverhältnisse klagen, dürfen wir später feststellen: wir sind durchgekommen »mit Gottes Hilfe«.

*Peter Lange*

# Der Mensch vor Gott

Otto Hammer

## Die Umkehr des Zachäus

*Jesus ging nach Jericho hinein und zog hindurch. Und siehe, da war ein Mann mit Namen Zachäus, der war ein Oberer der Zöllner und war reich. Und er begehrte, Jesus zu sehen, wer er wäre, und konnte es nicht wegen der Menge; denn er war klein von Gestalt. Und er lief voraus und stieg auf einen Maulbeerbaum, um ihn zu sehen; denn dort sollte er durchkommen.*

*Und als Jesus an die Stelle kam, sah er auf und sprach zu ihm: Zachäus, steig eilend herunter; denn ich muß heute in deinem Haus einkehren. Und er stieg eilend herunter und nahm ihn auf mit Freuden. Als sie das sahen, murrten sie alle und sprachen: Bei einem Sünder ist er eingekehrt.*

*Zachäus aber trat vor den Herrn und sprach: Siehe, Herr, die Hälfte von meinem Besitz gebe ich den Armen, und wenn ich jemanden betrogen habe, so gebe ich es vierfach zurück. Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, denn auch er ist Abrahams Sohn. Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. (Lk 9, 1-10)*

## Das Interesse und die Begegnung

Jesus hatte seine Verkündigung in Galiläa abgeschlossen. Jetzt war die Zeit gekommen, um die Botschaft ins Zentrum des Judentums, nach Jerusalem, zu tragen. Und weil er nicht durch das unruhige Samaria reisen wollte, führte sein Weg durchs Jordantal über Jericho. Von dort aus wollte er nach Jerusalem, seinem letzten Ziel, aufsteigen.

Jesus zog mit seinem Gefolge, das in unserem Text gar nicht erwähnt ist, in die Stadt hinein. Auf dem Weg durch den Ort standen und liefen viele Leute. Vielleicht war Markttag, vielleicht hatten aber die Leute auch schon Jesus gehört und wollten ihn sehen.

Einer von ihnen war der Oberzöllner Zachäus, wohl der Generalpächter der Zollstelle Jericho. Ihm lag besonders viel daran. Unser Text sagt: »*Er begehrte, Jesus zu sehen*«. Deshalb war er zur Durchgangsstraße gegangen und, um ja nichts zu versäumen, auf einen Baum gestiegen, »*denn er war klein von Gestalt*«.

Zachäus hatte einen Grund für seinen Eifer. Es war kein abstraktes Interesse an dem Wanderprediger, dem Weisheitslehrer vom See Genesareth. Zachäus wußte wohl einiges von ihm, anders ist sein Interesse nicht zu erklären. Vielleicht hatte er von seinen Kollegen aus der Zollstation Kapernaum Einzelheiten erfahren, vielleicht auch von durchreisenden Kaufleuten, mit denen er sich bei der Abwicklung der Zollgeschäfte unterhalten hatte.

Was aber könnte er denn gehört haben, das ihn so ergriff? Vielleicht ganz generell: Jesus habe sich besonders um die von der Gesellschaft Ausgestoßenen, um die von den netten Leuten Abgelehnten gekümmert. Er habe sogar die Aussätzigen besucht. Vielleicht sprach ihn aber ganz speziell an, daß dieser Jesus sich mit den Leuten vom Zoll abgegeben hatte. Mit dem Hauptmann von Kapernaum hatte er sogar gegessen und einen seiner Knechte geheilt.

Die Zöllner waren im allgemeinen Leute, denen die Frommen aus dem Wege gingen. Sie waren Leute, die als berufsmäßige Betrüger berüchtigt waren, die als beständig unrein angesehen wurden und deshalb aus der Kultgemeinschaft ihres Volkes ausgeschlossen waren. Sie waren Juden und konnten ihren Stammbaum vielleicht bis Abraham zurückführen, aber sie wurden wie Aussätzige behandelt. Man aß nicht mit ihnen und gab ihnen nicht die Hand aus Angst, man könnte unrein werden. Vielleicht hatten die anderen, von ihrem Standpunkt aus gesehen, sogar recht. Aber dieser Jesus hatte sich einfach über die Regeln der feinen und frommen Leute hinweggesetzt und gesagt, er sei zu den Verlorenen geschickt, auch zu den Zöllnern. Das Gottesreich sei herbeigekommen und dafür müsse man sein Denken, den Sinn, ändern. Man müsse umkehren und sein Leben um 180 Grad drehen. Aber das Aufregendste war, er hatte gesagt, die Armen und Ausgestoßenen hätten es leichter, in dieses Gottesreich hineinzugelangen, als die Gerechten und Reichen, als die Angesehenen und die Frommen. Zachäus hatte also ein handfestes Interesse, Jesus zu sehen. Heute würden wir sagen: er gehörte zur Zielgruppe der Botschaft Jesu.

Und da kommt nun dieser Jesus nach Jericho und redet ihn sogar ganz direkt und ganz persönlich an: *»Zachäus! Steig herunter von deinem Baum, ich will bei dir einkehren!«* Und die anderen, die frommen und netten und feinen Leute tuscheln sich zu: ausgerechnet bei dem; in unserem Text heißt es: sie murrten.

Zachäus nahm Jesus auf mit Freuden. Und aus dieser Freude heraus, aus diesem Vertrauen in die Person und die Botschaft Jesu, tut er etwas, was wie ein Überschäumen von Glück, wie der Ausbruch von Wahnsinn aussieht. Er verzichtet auf einen großen Teil seines sauer verdienten Geldes. Jesus aber sprach zu ihm: *»Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.«*

## **Die Umkehr und das Heil**

Wie verstehen wir diesen Text? Lukas schreibt Heilsgeschichte, und unsere Zachäus-Erzählung ist Teil seiner Heilsgeschichte. Folglich muß der Text von seinem Schluß her verstanden werden, aus dem Satz: *»Heute ist diesem Hause Heil widerfahren«*.

Die Zachäusgeschichte ist bei Licht besehen eine Konkretisierung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn. Sie malt das Gleichnis aus anhand einer Geschichte. Beide, Gleichnis und Erzählung, sind übrigens Sondergut des Lukas und in den anderen Evangelien nicht zu finden. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn heißt es sehr abstrakt: Ein Mann hatte zwei Söhne, und der jüngere sprach: Gib mir mein Erbteil, ich will dich verlassen. Und er verließ das Land seines Vaters und verpraßte dort sein

Erbe. Schließlich landete er in einem Schweinestall und bekam nicht einmal die Saubohnen zu essen, die man den Schweinen fütterte.

In unserer Geschichte ist es der Oberzöllner, der Steuerpächter, der verloren ist. Der hatte wohl Geld - unser Text sagt: er war reich -, und trotzdem hatte er kein Ansehen bei den Menschen. Für die Menschen war er ein Sünder von Beruf, ein Gottloser, und wahrscheinlich stimmte das sogar. Und deshalb war er von der Gesellschaft und, noch schlimmer, vom Kult ausgeschlossen. Er hieß zwar Zachäus, der Gerechte, aber er war von Beruf Betrüger und Erpresser im Dienste der Besatzungsmacht. Er war zwar ein Jude, aber er wurde nicht als Mitglied des Gottesvolkes akzeptiert und konnte deshalb sein Judentum nicht leben.

Der Betrüger Zachäus hatte sein bisheriges Leben auf einem tönernen Fundament aufgebaut. Er wollte hoch hinaus, gewissermaßen auf einen Baum steigen. Dieser Baum, der ihn herausheben sollte, war das Geld, das er zusammengerafft hatte. Um dieses Geldes willen tat er, was Gott verboten hatte. Das Geld wurde sein Maßstab, der Mammon wurde ihm zum eigentlichen Gott und Herrn.

Aber was er erworben hatte, war nicht ehrlich erworben. Ehrlich ist hier keine moralische Einstufung, sondern eine Frage des Selbstbewußtseins, des Selbstverständnisses. Zachäus verkörpert die gespaltene, auf wackligem Grund stehende Persönlichkeit. Und weil er mit sich selbst nicht eins ist, findet er auch keinen Platz in der Gemeinschaft. Er ist ein durch seinen Reichtum überlegener Außenseiter, aber uneins mit sich, mit Gott und mit der Welt. Er lag total neben seiner Bestimmung. Er war isoliert. Um in der Sprache des Gleichnisses zu sprechen: er mußte, fern vom Vater, anderer Leute Säue hüten. Er war reich und doch der letzte Dreck geworden, und er schämte sich.

Diese Scham und die Erkenntnis, der letzte Dreck zu sein, müssen den Zachäus veranlaßt haben, nach einem neuen Weg zu suchen, nach einem Ausweg aus der Situation, aus der es, nach jüdischer Sicht, keinen Ausweg gab. Nur Jesus, der von sich sagte, daß er vom Vater zu den Verlorenen geschickt sei, zeigte die Alternative auf. Sein Wort wies den Weg aus der ausweglosen Situation.

Es war die Botschaft Jesu vom liebenden Vater, der seine Geschöpfe liebt und sie einlädt umzukehren und in dieser Welt schon in der Liebe und der Güte zu leben. Die Aufforderung umzukehren, den Sinn zu ändern, übersetzte Luther in Anlehnung an die lateinische Bibelübersetzung mit »*Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen*« (01).

Und Zachäus ergreift die Chance, er kehrt um. Er nimmt das Angebot Jesu an. Er vertraut auf Jesus und seine Botschaft. Mit einem anderen Wort: er glaubte an ihn. In unserem Text heißt das: »*Und er stieg eilend herunter [von seinem Baum] und nahm ihn auf mit Freuden.*« Das erste Indiz seiner Umkehr ist, daß er verspricht und sich vornimmt, den Opfern seiner Betrügereien ihren Schaden vierfach zu vergüten. Er geht damit weit über das hinaus, was das Gesetz des Mose für die Versöhnung mit dem Geschädigten vorschrieb.

Aber die Umkehr bezog sich nicht nur auf die Wiedergutmachung seiner Vergangenheit. Umkehr heißt, dem Leben eine neue Richtung für die Zukunft zu geben.

Das Indiz ist, daß Zachäus die Hälfte seines Besitzes für die Armenpflege, für die Wohltätigkeit gegenüber den Mitmenschen einsetzen will. Die Radikalität der Umkehr wird darin sichtbar, daß er auch in diesem Punkt weit über die Norm der Thora hinausgeht. Echte Umkehr verändert das Leben und schafft neue Normen. Nach vorsichtiger Berechnung, unter Berücksichtigung der damaligen Verhältnisse, ist Zachäus jetzt kein reicher Mann mehr. Und jetzt erst sprach ihm Jesus das Heil zu: »*Heute ist diesem Hause Heil widerfahren*«.

Was aber ist das: das Heil, und weshalb ist dem Zachäus Heil widerfahren? Es ist die radikale Umkrempelung seines Lebens. Zachäus hat die Stellenwerte in seinem Leben geändert: er hat sich auf den Weg zu seinem Gott, zu Gott dem Vater, begeben. Der Mammon hat aufgehört, als Ersatzgott an der ersten Stelle seines Lebens zu stehen. Nicht mehr das Geldhaben und das Geldverdienen, der Reichtum und die Karriere um jeden Preis bestimmen sein Denken, sondern etwas Neues: das gute Gewissen, das Verlangen, sich und den anderen frei und ohne Scham ins Gesicht blicken zu können. Er sucht, eins zu werden mit sich selbst und seiner Bestimmung.

Aber eine Neuausrichtung des Lebens setzt auch eine Bewältigung und Bereinigung der Vergangenheit, des bisherigen Lebens, voraus. Beide Lebensabschnitte, der hinter uns und der vor uns, müssen möglichst *eine* Linie bilden. Ein neues Leben aufzubauen kann nicht heißen, daß man das bereits gelebte Leben als nicht vorhanden ansieht; dann hinge man nämlich in der Luft. Nein, man muß damit fertig werden. Dazu kann man vieles selber tun: man kann den Schaden ausgleichen, den man anderen zugefügt hat. Man kann den andern um Verzeihung bitten. Aber wie oft ist es zu spät, um die Schuld, die man auf sich geladen hat, wiedergutzumachen oder den anderen um Verzeihung zu bitten. Zudem: mit der Wiedergutmachung und dem Vergleich mit dem anderen ist es nicht getan; das Wissen, sich schuldig gemacht zu haben, sich gegen die persönliche Bestimmung vergangen zu haben, bleibt.

Die Lösung findet sich im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Der Vater kommt dem umkehrenden Sohn entgegen und umarmt ihn. Gott hat ihm gewissermaßen die fehlende Strecke geschenkt, die er allein nicht geschafft hätte. Und er umarmt den Sohn, das heißt, er nimmt ihn an. Wer aber so angenommen ist, der kann sich selber auch annehmen. Der Vater hat die Vergangenheit des Sohnes bewältigt. Die Schuld der Vergangenheit ist vergeben. Gott tilgt für uns die Schuld, er vergibt uns die Sünde und er versöhnt uns. Das vergangene und das zukünftige Leben sind jetzt wieder eins: nämlich der Weg zum Vater.

Das Einswerden mit sich selbst und mit der eigenen Bestimmung aber ist die Befreiung aus dem Gespaltensein. Es ist das Gerechtworden als Grundlage für ein neues Selbstbewußtsein; es ist die Erlösung aus der Isolierung. Zachäus lebt jetzt nach dem Willen Gottes und realisiert damit seine, uns allen von Gott gegebene Bestimmung. Die Psychologen sagen: sein Leben hat einen neuen Sinn bekommen; in der Sprache der Bibel ist es der Eintritt in das Reich Gottes, und dieses Reich lebt von der Vergebung und nicht von der Schuldzurechnung.

## Das Vertrauen und das Trachten

Diese Sicht vom Heil, von der Versöhnung mit Gott, entspricht zutiefst dem templerischen Verständnis. Die Bestimmung des Menschen ist es, nach dem Willen Gottes und in Richtung auf das Ziel, das Gott der Welt vorgegeben hat, zu leben. Es ist das Trachten nach dem Reich Gottes. Das Vertrauen in Gott den Vater, der Glaube an sein Reich, ist es, der uns erlöst und befreit aus den Verstrickungen der Seele, aus der Angst vor dem, was auf uns liegt, und vor dem, was auf uns zukommt. Aber dieser Glaube beinhaltet das Wollen, unserer Bestimmung gerecht zu werden und nach dem Willen Gottes zu leben.

Der rechte Glaube beinhaltet den Glaubensgehorsam, wie es Christoph Hoffmann formulierte. Es ist die Abkehr vom Zwang der Gesetzesreligion. Gott akzeptiert unsere Unzulänglichkeit, er stellt uns nicht unter den Erfolgswang der guten Werke. Er weiß, daß wir oft nicht so sind, wie wir sein sollen und wollen, und er nimmt den guten Willen für die Tat. Christoph Hoffmann definiert dieses gute Wollen so: »daß wir unsere Lebenszeit und unsere Kraft dazu anwenden sollen, um alles, was vom geweissagten Reich Gottes noch nicht erfüllt ist, in Ausführung zu bringen und, soviel an uns ist, das Reich Gottes auf Erden herzustellen« (02).

Glauben und Wollen, Vertrauen und Trachten sind es also, die uns mit Gott versöhnen. Der Glaube ist nicht die Umkehr selbst, sondern er beinhaltet die Umkehr. Umkehr ist ein aktives Tun. Es ist die Gnade Gottes, daß der Mensch glauben und umkehren kann, aber tun muß er es selber. Gottes Gnade und unser Trachten nach einem besseren und gütigeren Leben, eben dem Reich Gottes, müssen zusammenkommen. Christoph Hoffmann schrieb dazu in seinem Kommentar zum Römerbrief: »Dieser Glaube [an das Reich Gottes] schloß den Gehorsam des Glaubens in sich [ein]« (03). In der Drehung auf Gott zu findet der Mensch seine vorgegebene Bestimmung, seine Versöhnung mit Gott und dem Leben, die Befreiung von der Last der Schuld. In dieser Drehung auf Gott zu können wir froh und tätig leben und, wenn es einmal sein wird, gelassen unserem Ende entgegensehen. Wir wollen diese Einsicht mit denen, die neben uns leben, teilen und sie denen bewahren, die nach uns kommen.

*(Auszug aus der Predigt zum Gemeindenachmittag am 1. November 1998 als Abschluß der Seminarreihe "Erlösung, Rechtfertigung und Versöhnung")*

## Quellenhinweise

(01) Mt 3,2 + 4,17. Siehe auch Lk 3,3 + 13,3 + 15,7 u.a.

(02) Chr. Hoffmann, Sendschreiben über den Tempel und die Sakramente, Stuttgart 1878, S. 69

(03) Chr. Hoffmann, Bibelforschungen, Bd. 1, Jerusalem 1882, S. 69

*Die oben angeführten Schriften sowie andere für das Verständnis der Tempelgedanken nützliche Bücher können von Interessierten vom TGD-Archiv ausgeliehen werden (Anschrift: siehe Rückseite dieses Heftes).*

# Meine späte Freiheit – Last und Lust

Friedrich Götz

## Erfahrungen eines Ruheständlers (Teil II)

Zum Schluß bleibt eine ganz einfache Frage: Wozu bin ich eigentlich Ruheständler? Wozu lebe ich so lange? Viel länger (und viel besser), als ich vor einem halben Jahrhundert zu träumen gewagt hätte. Sind wir denn nicht alle *Überlebende*? Für Menschen, die vor 1945 geboren und aufgewachsen sind, ist das doch nicht selbstverständlich, daß sie noch da sind und daß es ihnen nun so lange so gut ging, oder? *Wozu* habe ich eigentlich den Krieg überlebt? Ich bin nicht gefallen, nicht am Hunger zugrunde gegangen. Wir haben in unserem Land einen unvergleichlichen Aufstieg erlebt? Wofür?

Wollen wir die Krise, die sich jetzt auf vielen Ebenen anbahnt, wirklich nur so erleben, daß wir denken, für uns reichten die Vorräte ja noch? Haben nicht wir unseren Kindern und Enkeln die Probleme zubereitet, mit denen sie sich voraussichtlich im nächsten Jahrhundert bitter schwer tun werden? Hat nicht unsere Generation zu viel, zu gedankenlos, zu egoistisch verbraucht, Ansprüche befriedigt und blindlings in den Tag hinein gelebt? Wie war es denn in all den vergangenen Jahrzehnten um unser politisches, unser soziales Engagement, um unser Interesse für Ferne und Nächste bestellt?

Da deute ich Fragen an, vor denen man sich als Ruheständler nicht mit Hilfe von billigen Parolen oder faulen Ausreden drücken sollte. »Nach uns die Sintflut!« Wenn es nach uns eine Sintflut geben sollte in politischer, sozialer, gesellschaftlicher Hinsicht, dann haben wir geholfen, die Schleusen zu öffnen.

Übrigens rede ich immer noch von mir. Das sind eben Gedanken, die mir kommen, wenn ich einmal nicht schlafen kann. Manchmal denke ich, das sei das Gute an schlaflosen Stunden, daß man dankbar, aber auch selbstkritisch über sich und über seine lange Lebenszeit nachdenkt: Was habe ich empfangen? Was habe ich versäumt? Was könnte sich noch ändern?

In solchen schlaflosen Stunden bin ich auf ein gutes Rentner-Rezept gekommen, das ich Ihnen zum Schluß verraten will. Manche wissen, daß ich seit einigen Jahren mit dem Atmen Probleme habe. Das gehört nun eben zur Last *meines* Ruhestandes. Beim Asthma ist es ja so, daß der Patient meint, er bekomme nicht genug Luft. Die Ärzte aber beteuern, der Schaden bestehe nicht darin, daß es etwa nicht genug Luft gebe oder daß der Asthmatiker nicht genug Luft bekäme. Die Krankheit besteht darin, daß die Lunge, also die Bronchien, die Luft, die sie bekommen haben, nicht mehr hergeben möchten. Dagegen verkrampfen sie sich. Sie sind zu dumm, um zu begreifen, daß der Mensch mit verbrauchter Luft im Bauch nichts anfangen kann.

Das ist also die Frage: ob ich wirklich gescheiter bin als meine immer krampfbereiten Bronchien. Ob meine Lunge mir glaubt, daß sie nur dann einen frischen Atemzug kriegen kann, wenn sie den vorherigen hergibt.



Und weil ich nun den Verdacht habe, daß dies nicht nur bei Asthmatikern, sondern auch sonst bei älter werdenden Menschen ein Problem geworden ist, habe ich mir eine Methode ausgedacht, mit der man z.B. schlaflose Stunden sehr sinnvoll füllen kann: eine Übung für das Loslassen und für das Hergeben.

Wer nämlich das Hergeben lernen will, der muß erst einmal das Empfangen neu einüben. Deshalb fängt meine Übung mit einem neuen Einatmen an: einem Einatmen etwa in der Art, wie es in der Schöpfungsgeschichte beschrieben wird, wo Gott dem Menschen den Atem einbläst und der Mensch dadurch zu leben beginnt. Der Atem gehört also nicht mir. Ich bekomme ihn immer nur für *einen* Zug. Als Geschenk. Jeder Atemzug könnte mein letzter sein, stimmt's? Wer das ernsthaft und nachdenklich versucht und dadurch ein bißchen andächtig wird, der lernt auch wieder das Hergeben, das Zurückgeben des Geschenks.

Nach meinen Erfahrungen lösen sich durch diese Atemübungen nicht wenige Fragen und Probleme und Spannungen. Denn da kann ich als älterer Mensch noch einmal etwas ganz Wesentliches lernen: die große Kunst nämlich, das eigene Leben nicht mehr für selbstverständlich zu nehmen, es nicht als meinen Besitz anzusehen. Das zu bedenken (auch im Blick auf den letzten Atemzug), kann uns wahrhaftig eine »späte Freiheit« verschaffen. Die Freiheit, Leben zu empfangen und es dankbar wieder herzugeben. In kleinen Portionen. Und möglichst ohne Verkrampfung.

*(aus »Freies Christentum« Mai/Juni 1998)*

## WOHER TEMPLERFAMILIEN STAMMEN

# Auf der Flucht vor Napoleon

*Die Männer und Frauen, die vor fast 150 Jahren die Glaubensgemeinschaft der Templer gründeten, stammten nicht aus einem einzigen Ort oder einer einzigen Region, sie waren vielmehr Christen aus den unterschiedlichsten Gegenden Deutschlands und, wie wir aus dem folgenden Beitrag sehen, sogar aus deutschen Siedlungsgebieten im Ausland. Viele Familienschicksale der Anfangsperiode unserer Tempelgeschichte sind von Not und Vertreibung, von Verlust und Härte geprägt. Glaubensstärke und Durchstehvermögen der Damaligen gilt es auch heute noch zu achten und zu würdigen.*

Hier soll vom Schicksal der Familie Schmidt die Rede sein. Der Name Schmidt ist mit der Geschichte der Templer eng verknüpft. In der Gnadenfelder Lehranstalt von Nikolai Schmidt I und Johann Schmidt (sie waren Vettern 2. Grades) faßten erstmals in den deutschen Kolonien in Südrußland die Ideen der württembergischen »Jerusalemsfreunde« Fuß. Auf Nikolai Schmidt I geht indirekt auch die Gründung der Tempelkolonie Rephaim bei Jerusalem zurück. Und sein Enkel Nikolai III war zwischen 1941 und 1948 der letzte Tempelvorsteher der Palästina-Gemeinden. Der erwähnte Johann Schmidt gehörte zu den Mitbegründern der in Gna-

denfeld (Molotschna) sich bildenden Tempelgemeinde und war einer ihrer Gemeindegältesten. Dieses Amt übte er auch noch in der Nachfolge-Kolonie Tempelhof (Kaukasus) aus. Sein Sohn Johannes Schmidt war in Haifa ein hochgeschätzter und für die Anfangszeit der Kolonie äußerst wichtiger Arzt. Auf seine Initiative geht die Gründung des Warenhauses Schmidt & Co. in Haifa zurück.

Doch beginnen wir bei der Vorgeschichte. Die Jerusalemer und die Haifaner Schmidts haben, wie schon aus dem Vorstehenden ersichtlich, einen gemeinsamen Vorfahr. Dieser Heinrich Schmidt I, ein Mennonit, war um 1730 aus dem Kanton Bern ins Elsaß ausgewandert. Seine Söhne Daniel und Heinrich II sind die Stammväter der beiden Familienzweige, deren Schicksalsweg sich zwar zeitweise voneinander entfernte, aber nach Generationen doch wieder zusammenführte.

Daniel betrieb mit seiner Familie in der Nähe von Zweibrücken in der Pfalz einen größeren Bauernhof. Ein späterer Besucher hat über der Tür dieses »Stausteinerhofes« die Jahreszahl 1762 eingemeißelt gesehen. Der Sohn Peter war in diesen Landwirtschaftsbetrieb hineingewachsen und sollte ihn eines Tages übernehmen. Doch daraus wurde nichts. Er war gerade 20 Jahre alt, als der große Eroberungszug Napoleons begann und alle jungen Bewohner der besetzten Gebiete in sein Heer eingezogen wurden. Als Mennoniten lehnten die Schmidts den Dienst mit der Waffe ab, und so blieb ihnen angesichts der Umstände nichts übrig, als vor dem Eroberer zu fliehen. In einer Nacht des Jahres 1809 verließen sie in aller Eile ihren Hof und all ihren Besitz. Zu Fuß schlugen sie sich bis Galizien durch, wo in der Gegend von Lemberg andere Mennoniten wohnten.

Dort verbrachten sie den Winter, und im Jahr darauf zogen sie weiter nach Rußland, weit in den Süden, bis zum Fluß Molotschna, der bei Melitopol ins Asowsche Meer mündet. Dort hatten Mennoniten schon ein paar Dörfer gegründet. Die russische Zarin Katharina II. hatte nämlich deutsche Siedler eingeladen, zur Erschließung dieses Gebiets beizutragen, und ihnen dafür freie Ausübung der Religion, Erhaltung der Muttersprache, Selbstverwaltung, Steuererleichterung und Befreiung vom Militärdienst versprochen.

Nach etlichen Jahren fand der junge Peter Schmidt in der Kolonie Steinbach Arbeit auf dem Hof von Claas Wiens, der schon 1804 aus Preußen gekommen war und 1913 die Siedlung gegründet hatte. Der Junge gefiel dem alten Wiens recht gut, obwohl die plattdeutsche Sprache der Familie Wiens eine Unterhaltung mit dem Pfälzer nicht immer ganz einfach gestaltete. Doch das Sprachproblem wurde überwunden, was daraus hervorgeht, daß Peter Schmidt im Sommer 1814 Anna Wiens, die älteste Tochter seines Arbeitgebers, heiratete.

Nun gibt es eine Begebenheit zu berichten, bei der einem unwillkürlich das Wort »Fügung« in den Sinn kommt. Es muß 1818 oder 1820 gewesen sein, als die jungverheiratete Anna Schmidt einmal allein zu Hause war. Ihr Mann war zu Einkäufen in die Stadt gefahren. Es war ein heißer und schwüler Tag, und es zog sich ein Gewitter zusammen. Da sah Anna eine Wagenkolonne vorfahren. Die Leute hielten an und fragten sie, ob sie das Unwetter in ihrem Haus abwarten dürften. Natürlich wurden die Gäste ins Haus gebeten und mit Kaffee und Rollkuchen be-

wirtet. Man kam ins Gespräch, und einer fragte die junge Frau, wie es ihr denn in Rußland gefiele. Sie antwortete: sehr gut, und wenn sie und ihr Mann erst einmal Geld beisammen hätten, um Land zu kaufen, würde es ihr noch viel besser gefallen.

Das Unwetter dauerte noch die ganze Nacht und den nächsten Morgen. Erst nach dem Mittagessen brach die Reisegesellschaft wieder auf. Bei der Abfahrt fragte der feingekleidete Herr, der meistens das Wort geführt hatte, die Hausfrau, ob sie sich etwas wünsche als Belohnung für ihre Gastfreundschaft. Anna Schmidt schüttelte den Kopf. Daraufhin schenkte der Herr ihr seine diamantenbesetzte Uhr und tausend Rubel obendrein.

Nach einiger Zeit kam ein berittener Kurier nach Steinbach. Da erst stellte sich heraus, wer der vornehme Gast gewesen war, nämlich Zar Alexander I. Die Begleiter des Zaren, die bei Schmidts im Heu übernachtet hatten, waren Minister, Gouverneure und andere hohe Persönlichkeiten gewesen. Der Kurier überbrachte eine Schenkungsurkunde über 500 Desjatin Land (ein Desjatin ist etwas größer als ein Hektar). Weiteres Land konnten die Schmidts in Erbpacht erwerben. So war durch eine »Fügung« der Verlust des Stausteinerhofes bei Zweibrücken unverhofft wieder ausgeglichen worden.

In den Mennonitensiedlungen an der Molotschna wurden in jener Zeit große Anstrengungen unternommen, durch bessere Ausbildung von Lehrern ein höheres Bildungsniveau unter den Bewohnern zu schaffen. Dazu gründete man Fortbildungsschulen. Eine davon (häufig »Privatschule« genannt) bestand zwischen 1857 und 1868 auch in Gnadenfeld. Ein Sohn von Peter und Anna Schmidt, Nikolai, war Vorstand dieser Schule. Nikolai Schmidt I war ein gebildeter Mann. Er hatte auf einer Reise durch Deutschland verschiedene Lehranstalten besucht, darunter auch die von Christoph Paulus auf dem Kirschenhardthof geleitete. Diese hatte ihn am meisten beeindruckt, und er schickte daraufhin einen begabten jungen Mann aus Gnadenfeld, Johannes Lange, zur Ausbildung dorthin.

In den drei Jahren, die Lange in der Schule auf dem Kirschenhardthof zubrachte, eignete er sich nicht nur ein gründliches Wissen an, sondern wurde auch für die Reformideen der dort wohnenden Jerusalemsfreunde begeistert. Nach Steinbach zurückgekehrt, verbreitete er diese Ideen unter seinen Landsleuten. Viele griffen sie auf und erhofften sich dadurch eine Erneuerung des Mennonitentums. Doch es kam zu Auseinandersetzungen mit denjenigen, die unverändert an den bisherigen Auffassungen und Bräuchen festhalten wollten. Es folgten Anfeindungen und Zerwürfnisse, so daß die von den Tempelgedanken Erfaßten sich genötigt sahen, 1863 in Gnadenfeld zunächst eine eigene Gemeinde zu bilden und später dann (1868) von der Molotschna ganz wegzuziehen und im Kaukasus-Vorland eine eigene Kolonie, »Tempelhof«, zu gründen.

Nikolai Schmidt I zog an die Owetschka, einem kleinen Nebenfluß des Kuban, unweit der deutschen Siedlungen Wohldemfürst und Alexanderfeld. Dort betrieb er ein Landgut mit Schafzucht. Heinrich Sawatzky berichtet über ihn in seinem Buch »Templer mennonitischer Herkunft«: »Als vermögender Mann und als Menschen-

freund hat er mit gutem Rat und hilfreicher Tat die schwer um ihre Existenz kämpfenden, meist ärmeren Siedler unterstützt und manche Not gelindert. Davon konnte man noch in den 80er Jahren viel erzählen hören von Deutschen und Russen, denn auch letzteren hat er so manche Wohltat erwiesen. «

Nachdem dann in Palästina die ersten Tempelkolonien entstanden waren, dachte Nikolai Schmidt I ebenfalls an eine Übersiedlung dorthin. Doch auf der Ausreise ist er am 14. September 1874 in Taganrog unerwartet gestorben. In der Rephaimebene bei Jerusalem war von ihm schon ein größeres Gelände für einen landwirtschaftlichen Betrieb gekauft worden. Sein Schwiegersohn hatte darauf 1873 zu bauen begonnen. In Friedrich Langes »Geschichte des Tempels« heißt es: »Indem am 25. April 1873 der Grundstein zu einem Wohnhaus und einer Mühle des Herrn Nikolai Schmidt aus Rußland in der Rephaim-Ebene von Matthäus Frank gelegt wurde, erfolgte bei Jerusalem der Anfang zu einer Tempelkolonie« (siehe auch »Ebenezer – Bis hierher hat der Herr geholfen« in »Warte des Tempels« Oktober 1997).

Unter den Nachkommen von Nikolai Schmidt I befinden sich viele bekannte Namen aus der Tempelgeschichte: die Tochter Gertrud finden wir in den Chroniken als Ehefrau des Jerusalemer Müllers Matthäus Frank (die von Hildegard Buchhalter gefertigte Nachbildung der beiden ist im Degerlocher Gemeindehaus zu sehen), die Tochter Katharina als Ehefrau des unternehmerischen Landwirts, Kaufmanns und Bankiers aus Haifa Abram Dyck, die Tochter Maria als Ehefrau des Lehrers und Gemeindeältestens von Olgino Dietrich Dyck und die Tochter Barbara als Ehepartnerin des Bildhauers Christoph Paulus II, eines Sohnes des zweiten Tempelvorstehers und Mitbegründers der Tempelgesellschaft. Der Sohn Nikolai II schließlich ist der Vater des anfänglich erwähnten letzten Tempelvorstehers der alten Ära Nikolai Schmidt III.

Nun soll aber auch der andere Zweig der Familie Schmidt aufgezeigt werden. Der am Anfang erwähnte Heinrich Schmidt II ist – wie sein Bruder Daniel – ebenfalls ausgewandert (in welchem Jahr konnte von mir nicht ermittelt werden), und zwar nach Nordosten in die Gegend von Marienwerder südlich von Danzig. Dort hatten sich schon viele Mennoniten angesiedelt, die ursprünglich aus Holland und Friesland stammten. Der Ruf Katharinas II., Land im Süden ihres Reiches urbar zu machen, erreichte auch diese Siedler. Sie hatten immer wieder unter der Einschränkung ihrer Religionsausübung zu leiden, und viele von ihnen entschlossen sich, ihr Zuhause aufzugeben und einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen.

Unter ihnen befand sich auch ein Sohn von Heinrich Schmidt II, Abraham. Wie es der Zufall so wollte, führte diesen der Weg 1819 an die Molotschna, in die unmittelbare Nachbarschaft seines Verwandten Peter Schmidt. Beide, Abraham und Peter, sind in Steinbach gestorben. Hinter ihnen lag das harte und entbehrungsreiche Leben des Neubeginns.

In den Geschichtsdarstellungen des Tempels finden wir dann einen Sohn Abraham Schmidts, Johann Schmidt I, der in der Kolonie Schardau geboren ist und später in Gnadenfeld Ältester (Prediger) und Vorstandsmitglied der dortigen höhe-

ren Lehranstalt wurde. Er war ein Mitverfechter der Ideen der Jerusalemsfreunde. Als Ältester der 1868 am Fließchen Kuma gegründeten neuen Tempelkolonien Tempelhof und Orbeljanowka trat er trotz der vielen Sorgen, Mühen und Nöte, die die Ansiedlung in dem damals noch halbwilden Kaukasus mit sich brachte, ebenso sehr wie früher in Gnadenfeld für die Ausbildung der Jugend ein und bemühte sich, seinen Söhnen wie auch anderen Siedlerkindern eine gute Schulausbildung zu ermöglichen. Es zeugt von großer Entschlossenheit, daß in dem kleinen Tempelhof aus eigenen Mitteln eine Zeitlang ein Progymnasium unterhalten wurde.

Über das Leben in der damaligen Kolonie am Kaukasus erzählt die in Tempelhof aufgewachsene Edeline Schmidt (sie war die Ehefrau eines Enkels des eben erwähnten Johann Schmidt I, nämlich des Haifaner Kaufmanns Johannes Schmidt III, und Großmutter unseres TGD-Mitglieds Hiltraud Kratzert):

»Wir bekamen eine gute Schulausbildung und wurden angehalten zur Nächstenliebe, Toleranz und dem Streben nach einem sittlichen Lebenswandel. An jedem Sonntagvormittag versammelte sich die Gemeinde zum Gottesdienst. Gemeinsam feierten wir die 'Darstellung' der kleinen Kinder. Sie wurden am Erntedankfest vor der Gemeinde dargestellt und gesegnet. Die Gemeinde übernahm damit für jedes im betreffenden Jahr geborene Kind die Verantwortung. Den Nachmittag und Abend des Festes feierte man gemeinsam mit Musik, Gesang, Vorträgen und fröhlichem Beisammensein.

Nikolai Schmidt, der in Deutschland das Konservatorium besucht hatte, leitete unseren gemischten Chor und den Musikverein. Bei ihm lernten wir richtig singen und brachten auch größere Balladen und Singspiele zum Vortrag. Während der Wintermonate wurden Dramen und Schauspiele eingeübt und aufgeführt, wobei viel Ernst und Hingabe an den Tag gelegt wurde. An schönen Sommertagen fanden wir uns im Wald zusammen zum Singen und Fröhlichsein. Dabei wurden alle Wald- und Heimatlieder mit Liebe und Begeisterung gesungen. Die Kuma floß am Dörfchen vorbei und bot uns an warmen Sommertagen Gelegenheit zum Baden und Schwimmen. Und immer thronte der Kamelsberg mit seinen zwei Höckern vor unseren Augen.«

Der Weg, den das Schicksal Angehörige der Familie Schmidt durch zwei Jahrhunderte hindurch geführt hat, kann nur auf einer Karte der ganzen Erde verfolgt werden: aus der Pfalz an die Weichsel bei Danzig und weiter an die Molotschna in der heutigen Ukraine, dann tausend Kilometer weiter an den Nordrand des Kaukasusgebirges und von dort nach Haifa und Jerusalem in Palästina. Doch auch das Heilige Land bildete noch nicht das Ende des Weges. Viele Nachkommen wurden ans andere Ende der Welt, nach Australien, verschlagen, andere fanden eine Rückkehr nach Deutschland, von wo dieser vorliegende Geschichtsrückblick ausgegangen war.

Viele Mitglieder der Familie Schmidt haben mitgeholfen, daß das geistige Erbe des Tempels entwickelt und weitergetragen werden konnte. Einen von der Nachwelt viel zu wenig gewürdigten Beitrag hat dabei Nikolai Schmidt III geleistet, der 1953 in Australien gestorben ist. Hier nur ein paar Stichworte zu seiner Person (aus dem Munde eines Zeitzeugen):

»Nikolai Schmidt hatte eine sehr hilfsbereite, gesellige Natur, war sehr musikalisch und deshalb bei allen geselligen und musikalischen Veranstaltungen der Gemeinde in Jerusalem zu finden. Er interessierte sich aber auch schon in jungen Jahren für alle Gemeinde- und Gesellschaftsangelegenheiten, wurde schon frühzeitig Gemeinderat, Gemeinderechner und Bürgermeister der Kolonie Jerusalem. Herr Rohrer berief ihn bald nach seiner Wahl in die Zentralleitung.

Als Bürgermeister hat er sich nach Ausbruch des ersten Weltkriegs sehr aktiv für die Versorgung der Kolonisten eingesetzt und wir haben noch nach der Rückkehr aus Deutschland im Jahre 1921 in den großen Glasfässern seines Geheimkellers, in denen wir 1917 Weizen versteckt hatten, so viel vorgefunden, daß die Versorgung der Gemeinde mit Brot über die erste schwierige Zeit des Wiederanfangs gesichert war.

Die ersten Jahre nach dem Krieg waren keine leichten Jahre. Palästina war englisches Mandatsgebiet geworden, man mußte sich mit der neuen politischen Ordnung zurechtfinden und sich in sie einleben. Noch jahrelang blieben viele deutsche Häuser für englische Offiziere beschlagnahmt, darunter auch das Haus von Schmidts, die sich deshalb entschließen mußten, ein neues Haus neben dem alten zu bauen, um wieder eine Wohnung zu haben. Es wird für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Tempelgesellschaft bleiben, wie die finanzielle Grundlage der Zentralkasse, die durch die Inflation schwer erschüttert war, wieder hergestellt wurde. Unsere Schulen mußten neu organisiert und zum Teil mit den evangelischen Schulen zusammengelegt werden. Überall war Nikolai Schmidt mit beteiligt, mit beratend und mit helfend.

Als die Tempelgesellschaft sich entschloß, in Jerusalem eine Höhere Schule, als Aufbauklasse für die übrigen Schulen, einzurichten, und es schwer war, die Schüler unterzubringen, entschloß sich die Familie Schmidt, sie um ein billiges Entgelt aufzunehmen. Jahr für Jahr haben über ein Dutzend Schüler in der Pension Schmidt eine liebevolle Aufnahme und ein zweites Elternhaus gefunden. «

Nicht vergessen werden dürfen die Bemühungen Nikolai Schmidts um den Erhalt der deutschen Kolonien in Palästina nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch noch nach der Deportation der meisten Siedler nach Australien und der Rückführung vieler nach Deutschland gab er die Hoffnung nicht auf, daß durch beharrliche Einwirkung auf die Behörden eine Rückkehr in die Siedlungen möglich sein würde. Doch die Umstände waren gegen ihn gerichtet. Als einer der letzten Templer hat er im Sommer 1950 seinen Geburtsort Jerusalem verlassen. Die Kolonien waren für immer verlorengegangen. *Peter Lange*

*(Beiträge der Reihe »Woher Templerfamilien stammen« sind bisher über folgende Familien erschienen: Wennagel in Heft 1993/9, Keller 1994/1-2, Bulach 1994/3, Struve 1994/4, Fast 1994/6, Schumacher 1994/10-11, Eppinger 1995/3, Rohrer 1995/9, Lange 1996/1, Hoffmann 1996/6, Aberle 1996/12)*